

Touch and go

Das Bewährungsfeld der City-pastoral*

Die Herausforderung von Modernität für die Pastoral der katholischen Kirche wird in der Stadt in einem für viele unerträglichen Maß gesteigert. Seit dem 19. Jahrhundert, also seit dem Beginn der industriegesellschaftlich erzeugten Urbanisierung, bezieht sich katholische Identität aus einer agrarisch inspirierten, familiar idealisierten und folkloristisch inszenierten Gegenkultur zur Stadt. Bis heute sind diese Leitbilder greifbar, wenn sich auch neben dieser Prägung durchaus stadtfreundlichere Alternativen kirchlicher Identität gebildet haben. Um eine solche Stadtfreundlichkeit geht es der Citypastoral mit ihren Projekten und Initiativen, die seit jetzt gut zehn Jahren in ausgewählten deutschen Bistümern kirchliches Heimatrecht genießt.

Um das Bewährungsfeld der Citypastoral besser zu verstehen, möchte ich im Folgenden das Typische der Stadt als Erfahrungszusammenhang erschließen. Ganz im Sinne der Methode von *Gaudium et spes* drängt dieses „Sehen“ in die theologisch motivierte Frage, was jeweils im Zuhandenen gerade fehlt und daher die Suche nach dem Unverfügbaren freigibt. Citypastoral kann in diesen Feldern zur Repräsentation dessen werden, der unverfügbar bleibt und sich doch erfahrbar macht. Das Gliederungsschema der Ausführungen wird über die vier Dimensionen gebildet, in denen sich menschliches Zusammenhangswissen, in denen sich also menschliche Sinnstrukturen entfalten: Raum, Sozialität, Zeit und Schmerz.

1. Die Stadt und der Raum

1.1 Die Grunderfahrung: das Gemachte

Die vorherrschende Erfahrung des Raumes in der Stadt ist die Erfahrung des Gemach-

ten und Genutzten. Eine Stadt konfrontiert ihre Bewohner mit der kreativen Kraft des Menschen. Alles, was man sieht, ist durch Menschen und Maschinen geschaffen. Nichts verweist von sich aus auf eine Fremdordnung. Das, was gewachsen ist, ist nicht von einer Naturordnung, sondern im ständigen Machen gewachsen. Bäume sind gepflanzt, Berge aufgeschüttet, Flüsse kanalisiert, Parks sind „künstlich angelegt“ und städtisch eingekapselt. Die *Natur* Manhattans sind seine Stahlkonstruktionen und seine Fahrstühle.¹ Der Tag-/Nachtrhythmus des Lichtes ist durchbrochen, die Nacht wird zum Tage *gemacht*. Wer durch das Frankfurter Bankenviertel wandert, mit der Bahn auf Essen zufährt oder am Potsdamer Platz in Berlin sitzt, dem kommen ähnliche Metaphern wie Bergwanderern. Es ist ein ähnliches Erstaunen über die enorme Konstruktionskraft – nicht eines Schöpfers, sondern des menschlichen Geistes. Tatsächlich haben wir ja für die Erfahrung des städtischen Raumes bisher vorwiegend agrarische und biologische Metaphern gefunden: Wir sprechen vom *Häusermeer*, von *Straßenschluchten*, vom *Passantenstrom*, vom *Wolkenkratzer* oder vom *Verkehrsinfarkt*. Es sind Metaphern der Wildheit, der Überwältigung, der Unübersehbarkeit, die wir der Natur entlehnen, um sie auf das Künstliche, Technische der Stadt anzuwenden. In Städten gibt es keinen ungenutzten Raum, alles ist einer strategischen zweckrationalen Sinngebung unterworfen.

Über dieses zweckrationale Styling des Raumes wird die Stadt zum Inbegriff der Säkularität. Schon Max Weber hatte gesehen, dass sich die Modernität (also die kapitalistische Rationalität, die wissenschaftliche Forschung, die Bürokratie, die Verdiesseitigung der religiösen Ziele usw.) aus der mittelalterlichen Stadt heraus entwickelt.² Versteht man Säkularität gerade dadurch, dass sich ein Bereich vollständig abtrennt von geistlicher Kontrolle, mündig wird im Sinne der Aufklärung, dann ist die moderne Stadt die vollendetste Form dieser Epoche: Urbanität als Konsequenz von Industrialisierung als Konsequenz wissenschaftlicher

Naturbeherrschung als Konsequenz der Loslösung von Religion. Gerade weil die Stadt die geschlossenen Weltanschauungen verabschiedet und konkreteste Form dessen wird, was man mit Popper „die offene Gesellschaft“ nennen kann, gerade darum überwindet sie das, was Religion im Kern will. Die Stadt genügt sich selbst, und zwar gerade in ihrer Offenheit und Unabgeschlossenheit. Die Stadt präsentiert die radikale Alternative zu einem Weltentwurf der Geschlossenheit: Wo dieser den Singular setzt (z.B. *ein* Gott, *ein* Ehepartner, *eine* Lebensentscheidung, *ein* Volk), da setzt die Stadt den Plural (*viele* Götter, *wechselnde* Partner, Entscheidungen als *befristete* Projekte); wo dieser Orientierung, aber Sozialkontrolle setzt, da setzt die Stadt Unübersichtlichkeit, aber Selbstbezug; wo dieser die etwas schwüle Geborgenheit im kollektiven Konsens anbietet, da bietet die Stadt die konflikthafte Unbehaustheit im Individuum, die aber immer wieder überraschende Episoden der Zweisamkeit hervorbringen kann; wo der metaphysische Weltentwurf das Ganze und die Mitte verspricht, setzt der säkulare Weltentwurf der Stadt auf das Fragment und die jeweilige Verschiebbarkeit der Mitte, auf die Episode, auf den Ausschnitt. Säkularisierung bedeutet, dass der Mensch diesseitig wird und die volle Verantwortung für seine Geschichte übernimmt, sich also entfatalisiert³, den Menschen ohne Wenn und Aber auf den Menschen verweist: Wo dies geschieht, werden Städte gebaut.

1.2 Konkretionen: Apartment und Stadion

Die Gemachtheit des Raumes und die Konstruiertheit des Lebens in diesen gemachten Räumen zeigt sich besonders in zwei typischen Raumtypen der Stadt: im Apartment und im Stadion.⁴ Das moderne Apartment, undenkbar in agrarischen Lebensräumen, ist der beste Raumausdruck für das, man als modernen Individualismus bezeichnet hat: es ist eine atomare Egosphäre (26), ein autogener Container, eine zelluläre Weltblase (26) nach dem Prinzip der Serie. In der modernen Einraumwohnung erlebt das Sub-

jekt sich selbst; es übernimmt für sich selbst die aktive und die passive Rolle elementarer Vorgänge. Ein modernes Apartment besteht aus den Modulen: Schlafgelegenheit, Bad/WC, Kochgelegenheit, Esstisch, Kleiderdepot, Temperaturregulation sowie den Anschlüssen an die externen Netzwerke wie Stromanschluss, Klingel, Briefkasten, Medienkabel und Antennen. Sloterdijk zeigt ausführlich, dass all diese Module Bühnen eines Selbstsorgezyklus werden, in denen das Subjekt aus sich heraus und sich gegenüber tritt. Das innere Selbst wird als Überraschungspartner erlebt; der einzelne spielt das Paar. So agiert das Subjekt etwa beim Bereiten der Mahlzeiten sowohl und simultan in der Rolle des Gastgebers und des Gastes. Er ist Koch und Esser. Den ersten Schritt zur Sozialisierung bedeutet im Apartment die Wahl der akustischen Sphäre: Über das Morgen-TV oder das Radioprogramm dosiert das Apartment-Subjekt die Kontamination mit der externen Sozialwelt. Das Apartment ist damit Bühne und Höhle zugleich. Es wird zum Horizont des sich selbst thematisierenden Selbst. Kein Wunder also, und darauf will ich hinaus, dass das Selbst auch in religiösen Dingen aus sich heraus tritt, sich transzendiert und gleichzeitig die Rolle des Gläubigen wie die des eigenen Mythos übernimmt. Auch das spielt sich im Apartment ab. In der modernen Gesellschaft und vor allem spürbar in der modernen Stadt ist die eigene Biografie, das eigene Leben der stärkste Mythos überhaupt geworden, an dem der einzelne sich zu bewähren hat. Folge ist die typische Biografisierung des religiösen Verhaltens, auf das ich gleich noch näher eingehen möchte.

Gehen wir in einer kurzen Betrachtung noch auf den zweiten typischen Stadtraum ein: das Stadion oder allgemeiner die Entertainment-Container. Wird die Privatheit der Stadtsubjekte durch Apartments gesichert, so bietet der Stadtraum durch ganz bestimmte Versammlungsorte auch die Chance für Öffentlichkeit. Hier tun sich die weiterhin isolierten Subjekte zu erregbaren Massen zusammen, die für eine bestimmte

Weile zwei Suggestionen miteinander teilen: die des gemeinsamen Zieles und die der gemeinsamen Mitte. Die großen Spektakel der modernen Stadtkultur – heute Events genannt – also die Konzerte, die Sportfeste, die Industriemessen, die Stadtinszenierungen, die großen Konsumrituale, die Paraden, Volksfeste und Parteitage, dienen als Kollektoren der Stadtbewohner. Hier wird jenes kulturelle Zentrum inszeniert und jene Berührbarkeit der Stadt erlebbar gemacht, die die Stadt strukturell gerade verweigert. Das Faszinierende an Events und schon an den Orten, in denen Events stattfinden, ist gerade die Simulation gemeinsamer Körperbewegungen: Sei es das gemeinsame Brüllen in der Arena auf Schalke oder das gemeinsame Schweigen im Konzert von Ann-Sophie Mutter; sei es das gemeinsame Tanzen bei der Love Parade oder das gemeinsame Klatschen auf einem Parteitag. Es geht immer um gemeinsame, gleichgerichtete Körperbewegungen im Raum. Über Konnektoren, also über Medien, werden die lokalen Ereignisse entgrenzt und bekommen damit Aufführungscharakter für entfernte Publikumsgruppen. Jetzt kann es plötzlich nationale oder gar globale Ereignisse geben – man denke an das Begräbnis von Lady Di, die Eröffnungsfeiern zu Olympischen Spielen oder das Attentat auf das World Trade Center vom 11.9.2001. Hier bewirken die Versammlungen Übertragungen und die Übertragungen wiederum Versammlungen. Der Körperbezug wird paradoxerweise medial übertragen und bewirkt als virtuelle Körperbetrachtung wiederum reale Körperbewegung vor Ort.⁵

Man nennt diese faszinogenen Großbauten auch UECs, Urban Entertainment Centers. Gemeint sind Shopping Malls, Veranstaltungsarenen, interaktive Museen, Großraumdiscos, Science-Parcs, Brand Lands, Multiplex-Kinos oder Indoorhallen. Es sind die „Kathedralen des 21. Jahrhunderts“⁶, denn diese Stätten bieten die Funktionen von Kathedralen: Es sind staunenswerte Architekturen, die die vereinzelt Subjekte in erregbare Öffentlichkeiten verwandeln;

hier wird das Sensationelle, also das Berührbare geboten; hier geschieht das Leitritual der modernen Gesellschaft, nämlich der Warentausch; hier machen sich die ökonomischen, politischen und kulturellen Ideale unserer Gegenwart anschaulich; hier spielt das Subjekt jenes Spiel von Verzauberung und Verpflichtung, ohne die eine moderne Gesellschaft nicht mehr integrierbar erscheint.

Ich fasse zusammen: Apartment und Urban Entertainment Center sind die beiden wichtigsten stationären Raumerfahrungen des Städters. Zu nennen wäre darüber hinaus die Typik der mobilen Raumerfahrung des Städters: im Auto, in der U-Bahn, im Fahrstuhl usw.. Der Raum wird ihm zubereitet für die Inszenierung seines Selbst genauso wie für die Inszenierung einer gemeinsamen Mitte. Deutlich bleibt in beiden Formen aber das Gemachte, die zweckrationale Erfahrung des Raumes. Die Stadt ist gemacht, jeder Fleck ist ausgemessen, durchgeplant, beleuchtet und überwacht.

1.3 Was vermisst wird: Das Unverfügbare

Was einem fehlen kann, ist gerade das Aufgehen in einer Ordnung, die mir von sich her entgegenkommt, die ich als Mensch also nicht geschaffen habe. Es gibt aber nur drei Quellgründe von solchen Fremdordnungen der „Wildheit“: Natur, Psyche und Religion. Der Mensch auf dem Land ist umgeben von einer Naturordnung – wobei zuzugeben ist, dass die heutige Agrarlandschaft natürlich längst technisch reproduziert ist.⁷ Trotzdem fällt hier die Suggestion von Fremdordnung leichter. Da in großen Städten so etwas wie natürliche Wildheit ausgeschlossen wird, bleibt als Chance bestehen, in der Psyche oder in der Religion so etwas zu finden wie ein Gegenüber zum Geschaffenen und Schaffbaren. Und wir haben hier die Erklärung, warum beide Bereiche in der esoterischen City-Religion völlig zusammenfließen.

Hier liegt meiner Meinung nach ein erster Grund, warum gerade in urbanen Zusam-

menhängen heute so etwas wie eine neue Konjunktur des Religiösen beobachtbar wird. Der moderne Mensch, der sich über städtische Werte definiert, lässt sich durchaus vom Religiösen faszinieren. Wir müssen hier genau hinsehen, um das Phänomen durchgreifender Säkularisierung nicht zu unterbieten. Säkularisierung bedeutet zwar, dass das Religiöse liquidiert wird, also flüchtig wird. Während noch vor 15 Jahren aber klar schien, dass die verflüssigte Religion auch verdunstet, diskutieren wir heute eine neue Öffentlichkeit von Religion. Das Religiöse wird verflüssigt, es verdunstet aber nicht, sondern es sickert ein in die Kapillaren des städtischen Lebens und bewässert hier unterirdisch höchst irdische Blüten (Dispersion).⁸ Die Götter fliehen die Stadt, sie lassen ihren Duft aber zurück. Das kann jeder riechen, der die Witterung aufnimmt nach dem Religiösen in der Stadt: Religiöse Inszenierungen beherrschen heute die Oberfläche der Stadtkultur: auf Werbebannern, in Kinofilmen, in Tourismusprospekten, in der Publikumsarchitektur, in Museen, in Konzertsälen oder in neuen Beredigungsritualen. Keine Publikumszeitschrift mehr ohne Horoskop, kein Reisebüro ohne Wellness-Angebote, kein Parteitag ohne liturgische Dramaturgie und kein Werbeblock ohne die symbolische Mythisierung der Ware. Es gibt bei Städtern diese Sehnsucht danach, die dauernd geforderte rationale Selbstkontrolle einer bergenden Macht unterordnen zu dürfen. (Motto: Entführe mich, aber lass mich zum Abendessen wieder zuhause sein).⁹ Und es gibt ohne Zweifel eine Krise des Wissens und des Machens, die zu der Überzeugung führt, dass heute die mentale Dimension eine wichtige Rolle spielt – dass man nicht einfach ungeschützt in den urbanen Aufmerksamkeitsstress hineinlaufen darf, sondern dass man sich einen eigenen Zugang auf die Wirklichkeit organisieren muss. Man braucht heute eine Form mentaler Navigation, man muss gewissermaßen was haben, woran man glaubt. Genau dieses zu Glaubende aber fällt nicht vom Himmel, sondern ist aktiv, kreativ und intelligent zu entwickeln. Hier hat City-Pastoral

eine große Chance, bei diesem Bedürfnis muss sie meiner Meinung nach grundlegend ansetzen.

Trotzdem ist eines sehr wichtig: Es bleibt der Primat des Säkularen bestehen. Das bedeutet: Auch dieses Mindcoaching, dieses Glauben des Städters wird dem modernen Selbstmanagement unterworfen. Wir haben es gerade in der Stadt mit Menschen zu tun, die ihre religiöse Suche eigenständig organisieren. Ähnlich wie das autonome Subjekt in der sexuellen Revolution seine/ihre Selbstbestimmung eingefordert hat, stehen wir heute vor dem Befund einer religiösen Selbstermächtigung. Das bedeutet: Wir haben es mit aktiven, intelligenten und kreativen Einzelnen zu tun, die sich religiös von institutionellen Vorgaben zunehmend lösen und sich selber als Regisseure ihrer mentalen Glaubenspraxis entwerfen.

2. Die Stadt und der Andere

2.1 Die Grunderfahrung:

Der nahe Fremde

Ebenso typisch wie die völlige Dominanz des Zweckrationalen in der Raumdimension ist die Dominanz des unbekanntenen, aber nahen Anderen in der Sozialdimension. Die Mobilitätsanforderungen der Großstadt zwingen ihre Bewohner ständig zu einer körperlichen Tuchfühlung mit Unbekannten, die in vorstädtischen Zeiten und auch noch heute auf dem Land ganz unmöglich wäre. Die Blickkontakte in der U-Bahn; das Stehen in Aufzügen; das versehentliche Rempeln am Kaufstisch; der Duft, den der (oder die) Andere beim Vorübergehen hinterlässt; das Beobachten des Privaten des Anderen im Stau (schminken, küssen, mitsingen), die Kenntnis des Tagesablaufs des anderen, weil man gegenüber wohnt und durchs Fenster hineinsieht, weil nur die Straße Intimsphäre von Intimsphäre trennt usw. – all das befördert das, was einer der ersten Großstadttheoretiker, Georg Simmel, als die typische „Blasiertheit“ des Citoyen bezeichnet hat. Diese Aufgeblasenheit ist

eine bestimmte Form der Extroversion: Da die Großstadt gerade durch das Übermaß an Reizen und Angeboten gekennzeichnet ist, muss sich der Einzelne dem jeweils Gebotenen auf eine ganz bestimmte Art versagen. Er ist auf alles hin geöffnet, aber mehr in der Distanz des am Kuriosen oder Folkloristischen Interessierten, nicht in einer auf sich selbst bezogenen Frage. Blasiertheit ist die „Unfähigkeit, auf neue Reize mit der ihnen angemessenen Energie zu reagieren.“ Kurz gesagt: In der Stadt ist alles erst einmal oberflächlich. Die Stadt ist eine riesige Projektionsfläche, die alles zunächst in die Zweidimensionalität, in die Flächigkeit nebeneinander stellt. Dem Städter steht alles neben allem, ist alles gleich gültig. Alles um ihn herum ringt um seine Aufmerksamkeit; alles ist pointiert, übertrieben, affizierend – und gerade in dieser Extroversion homogen.

2.2 Konkretionen: Flaneure und Szenen

Dies gilt auch für den sozialen Verkehr. Hier zeigt sich wiederum – ähnlich wie in der Raumdimension – ein Typ, der die städtische Sozialerfahrung auf den Punkt bringt: der Flaneur. Flaneure aktivieren das Gesetz des expressiven Individualismus. Das bedeutet: Städter bedienen sich der symbolischen Kommunikation, um sich als Typ berechenbar zu machen. Man agiert vor Publikum. Es geht um den ersten Eindruck, um die Pointe, die man hinterlässt. In der Stadt muss man ästhetisch und symbolisch kommunizieren, weil für den diskursiven Stil der Kommunikation weder Zeit noch Stille herrscht. Darum finden wir in der Stadt besonders gehäuft das Phänomen der Szene und des Lebensstils. Mit seinem Lebensstil reduziert der Flaneur die Komplexität des sozialen Verkehrs; ich stilisiere einen bestimmten Typ und finde von hierher mein Café, meine Musik, meine Boutiquen, meine Treffpunkte, meine Automarke, meinen Sexualpartner usw. Ich bin inmitten der strömenden unterschiedslosen Menge erkennbar, nicht als Subjekt, aber als Typ. Und dies ist Voraussetzung, um die Wahrscheinlichkeit von sozialem Verkehr zu erhöhen.

Stil erkennt Stil, Gleiches schlägt sich zu Gleichem und grenzt sich ab vom Ungleichen.

Ähnlich ist es mit der Szene. Ein schönes Wort sagt: „Szenen gewähren die doppelte Gnade, jemand zu sein und es nicht allein sein zu müssen.“¹¹ Szenen antworten auf die Frage, wie man in einer unübersichtlichen sozialen Welt ähnliche Menschen findet, ohne Abstriche an der eigenen Individualität machen zu müssen. Diese neuen Vergesellschaftungsroutinen des Flaneurs – Lebensstil und Szene – sind episodisch, revidierbar, zeitlich und räumlich begrenzt und bringen partielle Identifikation. Vor allem bieten sie die Chance, die persönliche Teilnahme individuell nach eigener Wahl dosieren zu können. Städter sind Passanten, Flaneure und Voyeure.

2.3 Was vermisst wird:

Das Gefühl, selber unverfügbar zu sein

Dies sind sie auch in religiöser Hinsicht – und hier kollabiert die Fixierung der Pastoral auf die territoriale Gemeinde. Religion ist attraktiv, ja – aber über ihr symbolisches, ästhetisches Potential. Religion bietet exzellente Möglichkeiten für expressiven Individualismus. Daher hat jede Stadt religiöse Szenen – und die meisten Szenen haben religionsanaloge Züge. Wichtig ist hier vor allem eines, und das ist das Phänomen, an dem das Christentum in dieser Dimension ansetzen sollte: Religion bringt den Körper und die unverwechselbare Person mindestens rhetorisch ins Spiel. Religiöse Formeln, egal welcher Herkunft, meinen mich und sprechen mich in dem an, was sie als Wesensmitte oder Seele oder Geschöpf oder wie auch immer bezeichnen. Religiöse Formeln sind bestens geeignet, Menschen mit Menschen zu verbinden. Religion wird zum Inklusionsritual. Man kann es auch so sagen: Der Flaneur auf der Suche nach mentalen Angeboten sucht auf dieser Spur keine Ersatzfamilie, keine Freunde und keinen Stammtisch. Hier liegt die Kommunikationsfalle einer Citypastoral, die sich an der

Sozialform von Pfarrgemeinden orientiert und diese als eigentliche Hochform kirchlicher Antreffbarkeit idealisiert. Der Flaneur will als Einzelner angesprochen und inspiriert werden. Es geht ihm um freundliche einladende Ansprache, aber sein Gegenüber soll fremd bleiben. Da alles in der Stadt auch sozial über mich verfügt und mir immer nur über mein Rollenhandeln Aufmerksamkeit schenkt, will ich nicht auch noch in der religiösen Praxis die Rolle des Harmonielieferanten spielen müssen. Der Sinn-Flaneur sucht das bekannte Gesicht der fremden Person inmitten der vielen unbekanntenen, aber nahen Anderen.

3. Die Stadt und die Zeit

3.1 Die Grunderfahrung:

Der beschleunigte Übergang

In der Stadt regiert das Gesetz der Beschleunigung und des Transitorischen. Was heute in Mode ist, kann morgen schon wieder unbekannt sein. So hektisch und unübersichtlich einem Subjekt das Stadtleben vorkommen mag – in Wirklichkeit, sozusagen von oben betrachtet, ist es ein Muster an Planung und Timing.¹² Die Fahrtakte von Bus und Bahn; die Schaltzeiten der Laternen und der Ampeln; die Vorberechnungen der massenintensiven Wasser- und Stromverbrauchszeiten; das Ineinandergreifen von Produktion, Lagerung, Vertrieb und Verbrauch der Warenströme; die Berechnungen, welcher Wohnraum wo für wen benötigt wird; die sich verflechtende Arbeitsteilung bis in die kleinste spezialistische Kompetenz hinein – all das sind Beispiele für die Tatsache, dass eine Großstadt einer zweckrationalen Matrix folgt, die an eine große Maschine erinnert. In gewisser Weise gibt das einzelne Subjekt in dieser Stadtmaschine das Zeitempfinden nach außen ab: dass Weihnachten kommt, sehe ich am September-Spekulativus; dass bald der Sommerurlaub naht, signalisieren mir die Bikini-Models. Die persönliche Zeit muss mit der Stadtzeit ausbalanciert werden, das ist die entscheidende Herausforderung. Und hier

drängt die typische Stadterfahrung in die Wahrnehmung: Die Fülle der Stadt signalisiert mir, dass es mehr Optionen gibt, als ich in meiner Lebenszeit erfüllen kann. Der Städter durchlebt gerade in der Zeitdimension genau das, was die klassische Definition des Begriffes „Kontingenz“ besagt: Nichts muss so sein, wie es ist; alles könnte auch anders sein. Alles bleibt angesichts des ganzen Panoramas an Möglichkeiten fragmentarisch. Das persönliche Zeitkontingent reicht nicht aus, um so etwas wie das Ganze der Stadt zu erfassen. Es ist unsinnig, dies zu wollen. Der Städter geht daher nicht aufs Ganze, sondern er sucht die Spuren des Ganzen im Fragment.

3.2 Konkretion: Der Trend

Die typische Verhaltensform hierfür ist der Modetrend. Trends sind Kurzzeitreligionen (Norbert Bolz) – sie bewirken eine sozial geteilte Rückkopplung zwischen allgemeiner Zeit und persönlicher Teilhabe an ihr.

3.3 Was vermisst wird: Der ritualisierte Stillstand

Inmitten der so kontingierten Zeit kann ein Bedürfnis nach einer anderen Zeit erwachsen – eine Sehnsucht nach einer zyklischen Zeit, in der alles wiederkehrt und es immer noch einmal eine Chance gibt. So wie in Kinofilmen (Lola rennt, Terminator) oder Videogames, wo man mehrere Leben hat. Der Städter ist daher hervorragend vorbereitet auf Rituale. Rituale tragen keine neuen Informationen in die Welt, sondern sie sichern die bestehenden, erkämpften. Rituale erweitern nicht den Raum der Möglichkeiten, sondern sie gestalten ihn. Rituale sind im eigentlichen Sinn überflüssig, es sind Spiele der Existenz. Der Städter liebt daher Rituale, Bekanntheiten, Standards, Schemata. Die Konsumkultur hat das längst erkannt und spricht von normierten Konsumsituationen. Sicher boomt deswegen auch die Vorstellung von Reinkarnation, von adaptiertem Populärbuddhismus, ohnehin von Gnosis. Die esoterische Variante der

Cityreligion verspricht jedenfalls das Entdecken der eigenen inneren Zeit und formiert einen Widerstand gegen die technokratische Moderne mit ihrem linearen Zeitdiktat. Sie richtet wieder die Rede vom „Heiligen“ auf und wendet diesen Begriff kulturkritisch und sozialromantisch gegen die Lehre vom ewigen Fortschritt.

Auch die City-Pastoral kann solche Stillstände anbieten. Auffällig ist aber, dass sie dies oft mit agrarischen Bildern und betulichen Worten tut: Da laden Bilder von Meeresoberflächen ein, mal zur Ruhe zu kommen; da werden Waldwege und Sonnenuntergänge geboten, die in die Stille führen sollen oder Vögel fliegen durch die Luft, um an Freiheit und psychische Frischluft zu erinnern. Die Botschaft lautet: Ruh dich aus, werde Mensch, komm zu dir selbst – dies alles inmitten von Straßenstaub, Baustellenlärm, Passantengerangel und Schaufenstern voller Unterhosen. All dies hat gelegentlich den überkommenen Charme einer Mutter (Kirche), die dem erschöpften Sohn sagt: „Komm Jung, iss dich erst mal richtig satt. Und dann wasch ich mal deine Klamotten.“ Es unterbietet die Mündigkeit der Stadtbewohner, wenn citypastorale Präsenz gegen die Stadtzeit die Idylle der Naturzeit und den immer etwas lahmen Stil der Bemutterung setzt. Die Herausforderung besteht im Finden von Bildern, Formeln und Ritualen finden, die das religiöse Angebot einer alternativen Zeiterfahrung mit durch und durch säkularen Motiven attraktiv macht. Die angebotenen Rituale und Liturgien sind das Atemholen der Stadt, die Ruhe vor dem nächsten Sprung. In der Regel der Monastischen Gemeinschaften von Jerusalem heißt es: „Bete in der Nacht, inmitten der Leiden und Freuden der Stadt; denn Gott hat dich hier hineingestellt, um wie ein Wächter sehnsüchtig auf den Morgen zu warten.“¹⁴ Harvey Cox hat einmal gesagt: „Wenn wir überhaupt unsere Zeit verstehen und auf sie eingehen wollen, müssen wir lernen, sie in ihrer unaufhaltsamen Säkularisierung zu lieben.“¹⁵ Oder, mit Bonhöffer: Von Gott müssen wir heute weltlich

reden und wir müssen das Biblische nichtreligiös ausdrücken lernen.

4. Die Stadt und der Schmerz

4.1 Die Grunderfahrung:

Die Ohnmacht der Komplexität

Zuletzt ist die Stadt natürlich auch die Erfahrung des Schmerzes. Auch wenn ein gutes Stadtmarketing sich Mühe gibt, die Bahnhöfe zu sichern, die Domplatten bettlerfrei zu halten und die Suchtkliniken aufs Land zu legen, weiß doch jeder Stadtbewohner um die Allgegenwart zerbrochener Leben und verspielter Chancen. Dies ist im persönlichen Bereich so, wo Lebenskrisen nach Bewältigung und Trost suchen. Dies ist aber auch im strukturellen Bereich so: Die Stadt ist immer Kristallisationspunkt einer profitorientierten Gesellschaft, die auf Leistung, Tempo und Konsum angelegt ist und somit immer auch soziale Brennpunkte und Modernisierungsverlierer produziert.¹⁶ Gerade weil aber die Stadt als System erscheint und man in der Distanz auch hierzu verbleibt, kommt es zum Ausschluss dieser Personen aus dem alltäglichen Betrieb.

Auch das ist ja eine typische Stadterfahrung: Der Bettler am Straßenrand, der Punkt mit der Frage nach dem bisschen Kleingeld, die abgerissene Prostituierte mit dem auffordernden Blick, die jugendlichen Ausländer mit ihrem martialischen Auftreten. Diese Personen zerstören für einen Moment die ästhetische Hülle unversehrter Innenstädte und bringen die Botschaft des Systemabsturzes. Michael Serres hat sie daher einmal als „Engel“ bezeichnet.¹⁷

Das analytische Stichwort in dieser Dimension heißt Segregation.¹⁸ Wichtig scheint mir aber der Hinweis, dass gerade in der Stadt ein Grundproblem der Moderne an sich deutlich wird: Ihre Hauptprobleme sind die Nebenfolgen. Die krisenhaften Zustände der Städte heute – angefangen von Ghettobildungen, Arbeitslosigkeit, Gewaltbereitschaft, Zerrüttungen familialen Zusammen-

lebens usw. – all das ist nicht die Schuld von dem oder jenem Verantwortungsträger, sondern es sind Zustände, die sich aufgrund teilsystemischer Überproduktionen und gegenseitiger Erwartungsüberlastungen ergeben. Nirgendwo wird wie in der Stadt die HandlungsOhnmacht des einzelnen so sichtbar und so tragisch angesichts konflikthafter Einzelfälle.¹⁹

4.2 Was vermisst wird:

Konkret helfen können

Die esoterische Cityreligion bleibt hier eigentümlich sprachlos. Sie ist nicht auf Strukturprobleme fokussiert, sie ist im eigentlichen Sinn unpolitisch. Es kann eine Sehnsucht danach geben, sich engagieren zu können, um Menschen in Not wirklich beistehen zu können. Die Citypastoral kann hier ansetzen, wo sie in den Armen nicht den Klienten oder die Sozialversicherungsnummer sucht, sondern sein Gesicht und seine Adresse. Hierfür sucht man dann kompetente Träger. Ich persönlich glaube, dass die Notschlafstellen, Suppenküchen, Aidshilfen und Jugendhilfeeinrichtungen der Kirche das stärkste denkbare missionarische Signal sind, weil hier die Rede vom menschengewordenen Gott ihre Zuspitzung und ihre Gültigkeit zugleich behält. Das Gewand der Citypastoral sollte aus zwei Fäden gewebt sein: aus dem Glanz der Geschäfte und aus dem Schmutz der Straßen.

Anmerkungen:

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages zur Jahrestagung des Netzwerks Citykirchenprojekte vom April 2006. Eine frühere Fassung liegt vor mit: „Touch and go“. Ein urbaner Blick auf die Welt, in der wir leben, in: Bistum Essen (Hg.): Kirche, die nach draußen geht. Citypastoral als Chance für eine missionarische Kirche. Dokumentation der Tagung vom 8.10.2004, 20–34.

¹ Vgl. Harvey Cox: Die Epoche der säkularen Stadt, in: Heinz-Horst Schrey (Hg.): Säkularisierung. Darmstadt 1981, 237–252 (zuerst 1965).

- ² Vgl. zum folgenden Hartmut Häußermann/ Walter Siebel: Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt/New York 2004, 92f.
- ³ Cox: aaO., 238.
- ⁴ Vgl. Peter Sloterdijk: Zellenbau, Egosphären, Selbstcontainer. Zur Explikation der ko-isolierten Existenz durch das Apartment, in: archplus. Zeitschrift für Architektur und Städtebau, Nr. 169/170 vom Mai 2004, 26–40; die folgenden Zahlen in Klammern verweisen auf diesen Text.
- ⁵ Zu Events vgl. den Sammelband von Winfried Gebhardt u.a.: events. Soziologie des Außergewöhnlichen. Opladen 2000 (besonders die Beiträge von Gebhardt und Knoblauch). Für die Pastoral gedeutet von Matthias Sellmann: Die rituelle Zustimmung zur Welt. Events als gesellschaftliches Phänomen, in: EB, 50. Jg., H.1/2004, 2–8.
- ⁶ Dazu Horst W. Opaschowski: Kathedralen des 21. Jahrhunderts. Erlebniswelten im Zeitalter der Eventkultur. Hamburg 2000.
- ⁷ Vgl. Gernot Böhme: Natürlich Natur. Über Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt am Main 1992.
- ⁸ Zum wichtigen Begriff der Dispersion des Religiösen vgl. Michael N. Ebertz: Die Dispersion des Religiösen, in: Hermann Kochanek (Hg.): Ich habe meine eigene Religion. Sinnsuche jenseits der Kirchen. Zürich/ Düsseldorf 1999, 210–231; sowie: Hans-Joachim Höhn: Zerstreuungen. Religion zwischen Sinnsuche und Erlebnismarkt. Düsseldorf 1998.
- ⁹ Vgl. Faith Popcorn: Der Popcorn-Report. Trends für die Zukunft, 47.
- ¹⁰ Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben, in: R. Kramme u.a.(Hg.): Georg Simmel Gesamtausgabe, Bd. 7. Frankfurt am Main 1995 (zuerst 1903), 116–131, 121.
- ¹¹ Höhn: aaO., 117.
- ¹² vgl. Simmel: aaO., 120.
- ¹³ Dazu Ottmar John: Art. CityReligion, in: Harald Baer u.a. (Hg.): Lexikon der neuen religiösen Szenen und Bewegungen, Freiburg/ Basel/ Wien 2005 (im Erscheinen).
- ¹⁴ Vgl. Im Herzen der Städte. Lebensbuch der monastischen Gemeinschaften von Jerusalem, Freiburg/ Basel/ Wien 2000, 33.
- ¹⁵ Cox: aaO., 240.
- ¹⁶ Höhn: aaO., 115.
- ¹⁷ Vgl. Michael Serres: Die Legende der Engel. Frankfurt/a.M. /Leipzig 1995, 16.
- ¹⁸ Dazu Häußermann: aaO., 139ff. sowie Wilhelm Heitmeyer u.a. (Hg.): Die Krise der Städte, Frankfurt/a.M. 1998.
- ¹⁹ Systemanalysen als Analysen von systemischen Nebenfolgen folgen vor allem Ulrich Beck; etwa in Beck: Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne, in: Ders. u.a., Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt/a.M. 1996, 19–112.